



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fitte, Siegfried: Fürstin Pauline zur Lippe. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

abzugeben, ein Beweis, daß der König bestimmt wußte, daß zu einer planmäßigen Wiederverproviantierung noch Zeit genug war. Gegenteilige Äußerungen, wie in den angezogenen Artikeln der Preussischen Jahrbücher und des Militärwochenblatts, sind also nicht nur unangebracht, sondern geradezu irrig.

Es erscheint deshalb zum Schluß der Wunsch wohl gerechtfertigt, es möge nun die Zeit gekommen sein, wo man aufhört, Personenkultus zu treiben, und wo man die Vorgänge in ihrer Wirklichkeit zu erfassen sucht. Der Ruhm der preussischen Armee und die Ehre der deutschen Geschichtschreibung fordern gleichmäßig, daß auch hier die Wahrheit zu ihrem Rechte komme.



Fürstin Pauline zur Lippe

Von Siegfried Fitte

2



Als Pauline im Januar 1796 als neue Herrin in Detmold einzog, war der von ihr und ihrem alten Freunde Gleim so heiß ersehnte Friede für das ganze deutsche Reich noch immer nicht zustande gekommen. Nur die norddeutschen Staaten waren dem Sonderfrieden, den Preußen mit der Republik geschlossen hatte, beigetreten, und im August 1796 wurde eine Demarkationslinie gezogen, die alles Land nördlich vom Main und rechts vom Rhein gegen die Schrecken des Krieges schützen sollte. Im Bereich dieser norddeutschen Neutralität lag auch die Grafschaft Lippe, und deshalb mußte sie für das aus preussischen, braunschweigischen und hannoverschen Truppen gebildete Observationskorps ebenfalls Naturallieferungen und Geldbeiträge leisten.*) Sehr unangenehm aber empfanden es Paulinens Untertanen, als preussische Soldaten bei ihnen einquartiert wurden und sich mannigfache Übergriffe, sogar in die Hoheitsrechte des Landesherrn, erlaubten. Die Fürstin Pauline, die eben erst vom Wochenbett aufgestanden war, hatte Mühe genug, die Erbitterung des hitzigen Gemahls zu beschwichtigen. Sie überarbeitete den Entwurf einer Beschwerdeschrift an das Berliner auswärtige Amt, und ebenso gab sie einem etwas schroff gehaltenen Brief an den Prinzen Louis Ferdinand, den Kommandeur der drei preussischen Bataillone, einen versöhnlichen Abschluß. Wenn es da heißt: „Ich verlasse mich darauf, Sie werden mich fürs künftige beruhigen und für dergleichen sicherstellen; wenn man Ihrer schönen menschlichen Seele so gern und ganz vertraut, so wird man sicher nicht getäuscht“, so war dieser Zusatz eine fein berechnete Schmeichelei, die

*) Vgl. hierüber und für das folgende: Kiewning, Die auswärtige Politik der Grafschaft Lippe vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Tilsiter Frieden. Detmold, 1903. Grenzboten II 1903

jedoch ihre Wirkung verfehlte. Der preußische Prinz behandelte das kleine Lippe ziemlich von oben herab. Der Freund Pauline Wiefels ist dieser Pauline, deren Geist und frauenhafte Würde vielleicht auch in ihm tiefere Gefühle ausgelöst hätten, nicht näher getreten und hat sie wahrscheinlich nicht einmal persönlich kennen gelernt.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß die erste nachweisbare Beteiligung Paulinens an den öffentlichen Angelegenheiten sie in einen scharfen Gegensatz zu dem großen Nachbarstaate brachte, der schon der anhaltinischen Prinzessin so unheimlich gewesen war. Als ganz junges Mädchen hatte sie zum Entzücken Gleims eine lateinische Ode auf Friedrich den Großen ins Deutsche übersezt. Aber diese Begeisterung war wohl mehr frizisch als preußisch. In ihren Briefen an den Augustenburger kommt manche bittere Bemerkung gegen Preußen vor. Ihr Vater mag ihr oft genug erzählt haben, wie schwer die anhaltinischen Lande im Siebenjährigen Kriege durch Zwangslieferungen aller Art gelitten hatten. Nun war sie als Fürstin von Lippe doch wieder in die Nachbarschaft Preußens gekommen, und das sanfte und friedliche Regiment Friedrich Wilhelms des Dritten zeigte sich in diesem Punkte nicht weniger drückend und rücksichtslos. Moralische Eroberungen machte Preußen damals in Norddeutschland nicht. Die schmähliche und nachgiebige Neutralitätspolitik seit dem Basler Frieden nahm ihm zuletzt auch die Achtung, die seine glänzende Vergangenheit und militärische Stellung beanspruchen durfte. Daß es im Jahre 1803 die Besetzung Hannovers durch die Franzosen, die Verletzung der Demarkationslinie ungeahndet ließ, war ein Fehler, der nie wieder gutgemacht werden konnte. Die kleine Grafschaft Lippe lag jetzt wie eingeklemt zwischen den beiden Großmächten, und darum überrascht es nicht, daß Pauline von nun ab auch mit Frankreich rechnete. Von der Frau, die sich einst eine „Tochter Thuiskons“ genannt hatte, hätte man vielleicht eine nationalere Politik erwarten sollen. Aber wo gab es die damals in Deutschland? Auch Preußen trieb einseitig preußische Interessenpolitik, hatte schon in Basel die allgemeine Sache Deutschlands treulos preisgegeben und auch beim Reichsdeputationshauptschluß nur an sich selbst gedacht.

Seit dem Tode ihres Vaters, der am 4. April 1802 starb, war Pauline für die politischen Geschicke des kleinen Landes allein verantwortlich. Das Testament des Fürsten hatte sie zur Vormünderin und Regentin eingesetzt, und die Stände waren „in Rücksicht auf ihre ausgezeichneten Eigenschaften“ damit einverstanden. So hatte sie sich in ihrem Gedicht an Gleim als eine schlechte Prophetin erwiesen; sie war nun doch Regentin geworden und mußte sich sehr eingehend mit der ihr einst so unleidlichen Politik beschäftigen. Ihre erste Sorge galt den Verhandlungen der Regensburger Reichsdeputation, die im August 1802 endlich zusammengetreten war, um die durch den Verlust des linken Rheinufers völlig verwirrten Besitzverhältnisse des deutschen Reiches neu zu ordnen, in Wahrheit aber doch nur zu bestätigen hatte, was die heutigetierigen deutschen

Fürsten durch Sonderverträge mit der Pariser Regierung längst erreicht hatten. Durch ein Versehen wurde auch das Damenstift Kappel, das seit lange unter lippischer Landeshoheit stand, zur Entschädigungsmasse geschlagen. Pauline wandte sich mit ihrer Beschwerde an Preußen und Rußland und setzte glücklich die Streichung des betreffenden Artikels durch. Noch wichtiger aber schien die Frage, ob es jetzt nicht an der Zeit sei, dem Hause Lippe eine Virilstimme am Reichstage zu verschaffen. Denn mit dem Fürstentitel des Landesherrn war die persönliche Reichsstandschaft bisher nicht verbunden gewesen, Lippe wurde in Regensburg im Westfälischen Grafenkollegium mit vertreten. Als nun aber verschiedene Reichsgrafen, die Salm-Salm, Fürstenberg, Löwenstein-Wertheim und andre, in den Reichsfürstentrat neu aufgenommen wurden, um die durch den Wegfall der geistlichen Stimmen entstandnen Lücken zu ergänzen, meldete sich auch Pauline mit ihren Ansprüchen. Die Sache war jedoch nicht so einfach. Die Entscheidung lag nicht in Regensburg, sondern in Paris, wo damals mit deutschen Landstücken und Hoheitsrechten ein einträglicher Handel getrieben wurde. Es gab förmliche Taxen, wie einst beim römischen Ablass. Eine Virilstimme zum Beispiel kostete 24 000 Franken, die zu bestimmten Teilen an höhere und niedere Beamte des Auswärtigen Amtes gezahlt werden mußten. Von diesen „Bestechungen“ aber wollte Pauline nichts wissen: ihre Grundsätze erlaubten ihr „dieses Pfades Betretung“ nicht. Da sie fünf Jahre später, nach der Aufnahme in den Rheinbund, den französischen Unterhändlern nicht geringere Summen geopfert hat, ist zu vermuten, daß sie der Reichsstandschaft keinen allzugroßen Wert beilegte. Um Sein oder Nichtsein des Landes Lippe handelte es sich hier noch nicht.

Trotzdem schaute Pauline sorgenvoll in die Zukunft. Die große Umwälzung von 1803 hatte gezeigt, wie morsch und verfallen, wie reif zum völligen Untergang die altehrwürdige Verfassung des Heiligen Römischen Reiches war. Die durch Napoleons Gnade groß gewordenen Mittelstaaten gingen auf neue Beutezüge aus und versuchten zunächst die Reichsritterschaft ihrer straffen monarchischen Landeshoheit zu unterwerfen. Nach diesen Kleinsten im Reiche mußten die Reichsgrafen an die Reihe kommen. Schon im Jahre 1795 hatte Pauline die Befürchtung ausgesprochen, daß vielleicht einmal die kleinern deutschen Fürsten von ihren mächtignen Mitständen verschlungen werden könnten. Doch niemals würde sie der verlorren Fürstenwürde eine Träne nachweinen, da der Privatstand im ganzen glücklicher sei; sie hätte sehr wenig Bedürfnisse, und wie sie sich schmeichle, Hilfsquellen genug in ihrer eignen Brust. Damals hatte sie gemeint, die jetzige Generation würde diesen Umsturz wohl nicht erleben. Inzwischen sah sie mit eignen Augen, wie der gewaltige Erbe der Revolution das Antlitz der Welt von Grund aus änderte. Nach dem Reichsdeputationshauptschluß erschien ihr das Dasein der kleinern Staaten sehr unsicher. „Wahrscheinlich werden unsre Enkel im Privatstande leben“, schrieb sie im Juni 1804. Und ähnlich wie neun Jahre vorher fügt sie hinzu: „aber sind sie nur achtungs-

werte Menschen, ist ihr Auge dem Licht und der Wahrheit eröffnet, so wird der Verlust des Hermelins sie nicht unglücklicher machen."

Diese philosophische Ergebenheit hindert sie aber nicht, so tapfer wie möglich um die Selbständigkeit ihres kleinen Landes zu kämpfen. Als der schlimmste Feind galt ihr nach wie vor der preußische Nachbar, und dieser stellte bei der Mobilmachung von 1805 wieder recht hohe und unliebame Forderungen, denen sich Pauline immer nur schweren Herzens fügte. Die Berliner Regierung benahm sich so rücksichtslos, als ob Lippe schon ein preußischer Kreis geworden wäre. Vielleicht würde die Fürstin dem Willen der Großmacht leichter nachgegeben haben, wenn diese wirklich als Großmacht gehandelt und ihre eigne und Deutschlands Ehre besser gewahrt hätte. Sehr treffend vergleicht sie das Preußen von 1806, das Preußen des Schönbrunner und Pariser Vertrags, mit einer von heftigen Stürmen schon arg mitgenommenen Flotte. Schon im März 1806 suchte sie, zunächst vergeblich, mit Napoleon Fühlung zu gewinnen. Auch an eine Reise nach Paris dachte sie. Und obwohl schon vier Jahre vorher zahlreiche deutsche Fürsten, unter ihnen ein Schwager des preußischen Königs, dem ersten Konsul in St. Cloud ihre Aufwartung gemacht hatten, obwohl sich das unwürdige Schauspiel im Herbst 1804 vor dem neuen Kaiser in Mainz wiederholt hatte, hielt sie es doch noch für nötig, sich vor den Holsteiner Freunden gewissermaßen zu entschuldigen: sie wollte in deren Augen nicht als frivol und zu dienstfertig (prompte) erscheinen. Aber es handelte sich nicht um ihr eignes Schicksal; sie war Mutter und Vormünderin, und nichts, weder die Rücksicht auf ihre Gesundheit noch persönliche Bedenken (désagréments) würden sie von dieser Reise zurückgehalten haben, wenn sie damit ihren Kindern genügt hätte. Doch vorläufig war das Schlimmste noch glücklich verhütet. Der russische Kaiser hatte sie, wie sie meint, vor den Klauen des schwarzen Adlers gerettet; sie konnte noch einmal Atem schöpfen. Das war Ende April. Dann erfolgte die Gründung des Rheinbundes. Ein neuer unerhörter Gewaltstreich vernichtete die politische Selbständigkeit zahlreicher Reichsstände im deutschen Süden und Westen. Was den Fürstenbergs und Hohenlohes zugestoßen war, konnte jeden Augenblick auch Lippe-Detmold treffen. Preußen bemühte sich jetzt, dem Rheinbund einen norddeutschen Bund entgegenzustellen. Dem Ehrgeiz und der Ländersucht der beiden wichtigsten Mittelstaaten, Sachsen und Hessen, mußten einige Zugeständnisse gemacht werden. Kein Zweifel, daß auch hier die Kleinern aufgeopfert werden sollten. Der Kurfürst von Hessen-Kassel warf sein Auge auf die beiden Lippe und Waldeck-Pyrmont. Das Unwetter der Mediatisierung zog drohend auch über Norddeutschland herauf.

Paulinen blieben diese geheimen Verhandlungen zwischen Berlin und Kassel nicht verborgen. Im August 1806 machte sie sich auf das Einrücken hessischer Truppen gefaßt und war entschlossen, in diesem Falle sofort nach Paris zu gehn. Das fürstliche Blut regte sich in ihr, so sehr sie noch vor gar nicht so langer Zeit die Vorzüge des Privatstandes gepriesen hatte. Der „Tochter,

Schwester und Witwe regierender Fürsten“ kam es hart an, „Untertanin von ihresgleichen zu werden“. Und vor allem: sie hatte als Regentin eidlich gelobt, ihrem Sohne alle seine Rechte zu erhalten, und wollte ihre Seele nicht mit einem Meineid belasten. Aber auch für das Land selbst erschien ihr die Mediatisierung nicht heilsam: „Wo bleibt das liebliche Bild einer freundlich geleiteten, glücklichen, zu übersehenden Familie, was nur kleine Länder bieten? Es wäre für ewig verlöscht.“ Nicht gewöhnlicher engherziger Kleinstaatgeist spricht sich in diesen Worten aus. Das Land Lippe konnte mit den zahllosen, zum Teil arg verrotteten politischen Existenzen, die der eiserne Besen des Korsen vom Reichsboden hinweggefegt hatte, nicht verglichen werden: Pauline verdiente Herrscherin zu sein und zu bleiben. Für unser nationales Empfinden aber ist es noch heute schmerzlich, daß ihr in dem Kampfe um ihre Selbsterhaltung nichts andres übrig blieb, als sich Napoleon in die Arme zu werfen und so, wie sie es selbst in einer Denkschrift ausdrückt, ihr kleines hilfloses Fahrzeug „dem prächtigen, stolzen Kriegsschiff anzuvertrauen, das im Pompe des Sieges sich bläht und einer ganzen ihm folgenden Flotte gebietet“.

Noch vor Jena und Auerstedt bewarb sie sich um Aufnahme in den Rheinbund. Daß sie es in ihren Gesuchen an Schmeicheleien gegen den Gewaltigen nicht fehlen ließ, ist wohl begreiflich. Die Fürstenbriefe an Napoleon gehören bekanntlich zu den betäubendsten Erscheinungen der deutschen Geschichte. Aber auch hier weiß Pauline in die herkömmliche Melodie noch eine eigne Note zu bringen. „Nur Eure Majestät, so schreibt sie, versteht es, den Erdkreis zu beherrschen und noch bis in die kleinsten Einzelheiten mit Wohltaten zu überhäufen. . . . Das beigefügte Memoire ist ohne Kunst und Beredsamkeit geschrieben; das Herz allein hat es diktiert, und ich habe keine fremde Feder dazu entliehen, da es sich um meine geheimsten Gefühle handelte.“ Trotzdem gelangte Pauline erst nach vielen Schwierigkeiten und nur mit knapper Not an das ersehnte Ziel. Napoleon hatte keine große Lust, diese politischen Zwerggebilde Norddeutschlands zu erhalten, überließ aber die gleichgiltige Sache seinen Unterbeamten, und einer von diesen war gutmütig genug, auf die Wünsche des geschickten nassauischen Staatsmanns Hans von Gagern einzugehn. Der Kaiser schalt nachher sogar darüber, daß er getäuscht worden sei. Pauline aber wußte, warum sie diesmal mit Geld und Geschenken für die gefälligen Unterhändler nicht sparte. Als sie im April 1807 endlich in den Rheinbund aufgenommen worden war, verkündigte sie ihren Untertanen mit stolzer Freude, daß sie ihnen „künftige Ruhe und bleibende Selbständigkeit durch mächtigen und kraftvollen Schutz“ gesichert habe.

Ganz ungetrübt war freilich diese Freude nicht. Napoleon stellte sehr hohe Anforderungen an seine Vasallen. Lippe, das nach der alten Reichsmatrikel im Kriegsfall 274 Mann zur Reichsarmee geschickt hatte, mußte jetzt ein Kontingent von 500 Mann zur steten Verfügung des mächtigen Protectors unterhalten. Das waren schmerzliche Opfer für die treue Landesmutter, be-

sonders als viele ihrer braven Soldaten in dem spanischen Kriege zugrunde gingen. Auch die Kontinentalsperre war sehr drückend, und an außerordentlichen Kriegssteuern fehlte es nicht. Im übrigen aber blieb Lippe während der Rheinbundzeit von Truppendurchzügen und sonstigen Belästigungen ziemlich verschont. Pauline benahm sich stets sehr geschickt und verstand durch den Reiz ihrer Unterhaltung und die Liebenswürdigkeit ihrer Briefe Diplomaten und Generale zu gewinnen. Auch mit Jérôme in Kassel hielt sie gute Nachbarschaft und lobte seine Gefälligkeit und Artigkeit im Gegensatz zu dem ehemaligen „Düffel“ der Preußen. Wie aber dachte sie über Napoleon selbst? Sie hatte keinen Grund, ihn zu hassen, wie Luise von Preußen oder Maria Ludovika von Oesterreich; und in der Bewunderung für ihn stimmte sie mit dem Größten ihrer Zeit überein. *L'empereur par excellence, ce genie terrible et colossal*, so bezeichnet sie ihn in ihren Briefen. Auch persönlich hat sie ihn kennen gelernt. Im Spätherbst 1807 unternahm sie eine Reise nach Paris, um eine bei der Errichtung des neuen Königreichs Westfalen beabsichtigte, unangenehme Schmälerung ihrer Souveränität zu hintertreiben. Über diese Reise liegt ihr Tagebuch vor, das in das Hofleben von Fontainebleau einen hübschen Einblick gewährt. Die Kaiserin Josephine kannte sie schon von einem frühern Besuch in Mainz her, und schon damals hatte es ihr die hübsche, aber oberflächliche Kreolin angetan. Sie erschien ihr als ein „Muster der Grazie und Liebenswürdigkeit“, ihren Wuchs und ihr Auge fand sie einzig schön. Die erste Begegnung mit Napoleon verlief sehr kurz und war nur ein rasches Wechselspiel von Frage und Antwort: Wie alt ist Ihr Sohn? Ist er bei Ihnen? Wie stark ist die Bevölkerung Ihres Landes? Wie groß ist Ihr Kontingent? Desto gesprächiger war der Kaiser bei der Privataudienz, die sie endlich nach langem Warten erlangte. Er ging auf ihre Angelegenheiten ein, als ob er nie ein wichtigeres Geschäft gehabt hätte. Pauline erreichte ihren Zweck; der gefürchtete Paragraph wurde in die westfälische Konstitution nicht aufgenommen. In Paris besuchte die Fürstin die Ateliers berühmter Künstler und wohnte auch einer Sitzung der Akademie bei. Unter den Sehenswürdigkeiten fesselte sie besonders der Dom der Invaliden. Sie sah dort die erbeuteten österreichischen und preußischen Fahnen und den Degen Friedrichs des Großen: „Es ist kein wohlthätiges Gefühl, mit dem man das alles still betrachtet.“

Eine kleine, schlichte Bemerkung, die aber doch wohl zeigt, daß in der Rheinbundsfürstin noch das Herz der Tochter Thuiskons schlug. Es muß auch hervorgehoben werden, daß sie in ihrem Lande niemals jenen entehrenden Napoleonkultus duldete, der damals in andern Staaten getrieben wurde. Und darum sind die begeistertsten patriotischen Töne, die sie nach der Leipziger Schlacht in verschiedenen Aufrufen an ihre Untertanen erklingen ließ, nicht leeres Wortgepränge, sondern der lebendige Ausdruck einer starken, doch lange zurückgedrängten nationalen Gesinnung. Das kleine Lippe erlebte jetzt eine Nachblüte des großen preußischen Völkerfrühlings. Auch hier wurden Landwehr und Landsturm

errichtet, und die Spalten der Lemgoer Intelligenzblätter füllten sich mit den Verzeichnissen der freiwilligen Liebesgaben. Im Feldzuge von 1815 erwarb sich das lippische Contingent besondern Ruhm bei der Erstürmung der Festung Montmédy, Blücher selbst theilte das der Fürstin in einem schmeichelhaften Schreiben mit, und „dieses Zeugnis des verehrungs- und bewunderungswürdigen Helden“ machte sie öffentlich bekannt, um das ganze Land ihre eigne Freude mitgenießen zu lassen.

Die äußere Politik Paulinens, die immer nur die Unabhängigkeit ihres kleinen Staates im Auge gehabt und diesem Zweck alle andern Rücksichten untergeordnet hatte, ist jetzt zu einem gewissen Abschluß gelangt. Frankreich war nicht mehr zu fürchten, und in dem friedlichen und schläfrigen Deutschen Bunde mit seinen neununddreißig Staaten war die lippische Souveränität auch vor allen Anfechtungen des einst so unbequemen preussischen Nachbars gesichert.

Paulinens äußere Politik ist aber doch trotz aller Geschicklichkeit und aller Erfolge nur ein Teil ihres Wesens. Das, was sie hauptsächlich zur großen Regentin gemacht hat und, wie Treitschke einmal sagt, den wenigen bedeutenden Frauen der Geschichte an die Seite stellt, ist ihre innere Verwaltung. Dankbar gedachte sie, als sie Regentin geworden war, des Vaters, der ihr eine so ungewöhnliche Erziehung hatte zuteil werden lassen. In seinem Kabinett, als sein Geheimsekretär, hatte sie sich die nötige Geschäftsgewandtheit angeeignet; schon damals, als sie noch mit dem alten Gleim von einem stillen Musensitz schwärmte, war sie doch weit davon entfernt, sich ganz „der süßen Ruhe“ hinzugeben. Ihre lebensfrische Natur konnte sich nur in angestrenzter Tätigkeit wahrhaft glücklich fühlen. Lust und Liebe zum Wirken für ein größeres Ganze waren ihr angeboren. Nicht gering schätzte sie die Freuden des Regierens ein; es erlabte und ermutigte sie, auch nur für den Augenblick zu hoffen: siehe, Tausende hängen an dir, erwarten alles von dir, lieben dich kindlich . . . Vor dieser Sorge für das ihr anvertraute Land mußten alle andern Interessen und Neigungen zurücktreten. Auch die Musen, denen sie in ihrer Jugend so gern gehuldigt hatte, vernachlässigte sie jetzt. Sehr hübsch erklärt sie in einem Geburtstagsgedicht an die von ihr hochverehrte Stiefmutter ihres verstorbenen Vaters:

Seit in Teutoburgas Hallen
Meine Schritte feierlicher wallen,
Weh und Klagen oft vor mir erschallen,
Nenn ich Themis Herrscherin;
Sorge, daß nicht ihre Wage gleite,
Strebe, daß mich Pallas Gule leite,
Nemesis kein herbes Loß bereite,
Und die Musen, ach, sind hin.

Die Akten waren ihr jetzt wichtiger als alles, was die schöne Literatur an neuen Werken hervorbrachte. Mechanisch griff ihre Hand nach dem Aktenstoß, und Matthijsons Liebersammlung oder Goethes „Dichtung und Wahrheit“

blieb daneben unbeachtet auf dem Schreibtische liegen, bis sie ihr Tagewerk vollendet hatte.

Ein stark patriarchalischer Zug geht durch Paulinens Regiment. Das, was sie einst als den Vorzug des Kleinstaats gepriesen hatte, das Gemüthliche, Übersichtliche, kam darin aufs glücklichste zur Geltung. Sie erscheint als das Oberhaupt einer großen Familie, das nach allen Seiten hin seine Wohlthaten ausstreut, aber streng auf Ordnung sieht und die Zügel fest in der Hand hält. Seit ihrem Beitritt zum Rheinbunde hat sie den lippischen Landtag nicht mehr berufen. Doch faßte sie die ihr jetzt zugestandnen Souveränitätsrechte nur als eine vermehrte Verpflichtung auf „zur Ausübung der Gerechtigkeit, Billigkeit und Milde“. Die oft recht mechanische Vielregiererei der Vasallen Napoleons war ihr fremd; in ihrer ganzen Art knüpft sie mehr an das aufgeklärte Fürstentum des achtzehnten Jahrhunderts an. Und ihr weibliches Empfinden verleugnet sie auch als Regentin nicht: ihre Erlasse und Verordnungen haben vielfach einen kleinen Stich ins Feierliche und Gefühlvolle, so kräftige Töne sie auch gelegentlich zu finden weiß. Da heißt es zum Beispiel in einem Erlaß zur Beförderung der Schutzblatternimpfung und zur Verhinderung der Ansteckung: „Wir haben zu der Mehrheit Unserer geliebten Untertanen das feste Zutrauen, daß ihnen das Leben ihrer Kinder höchst schätzbar ist, daß sie diesen unsterblichen Wesen, denen sie das Dasein gaben, es auch erhalten wollen. . . . Unterlassen die Eltern diese Pflicht, so wird ihr eignes Gewissen sie unerbittlich strafen, ihr häusliches Glück für immer vernichtet sein und der nagende, nicht wieder zu besänftigende Kummer, Mörder ihrer Kinder durch Unterlassung gewesen zu sein, ihr Grab öffnen.“

Pauline nahm das Gute, wo sie es fand. Als sie am Ende des Jahres 1808 die Leibeigenschaft aufhob, wies sie auf das Beispiel anderer Bundesstaaten hin; die Steinische Gesetzgebung konnte für die Rheinbundsfürstin selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Während Scharnhorst mit rastlosem Eifer der Begründung der allgemeinen Wehrpflicht zustrebte, führte sie nach französisch-westfälischem Muster die Konstriktion ein. Doch auch diese schon war für den geplagten Bauernstand eine bedeutende Erleichterung. Nachdrücklich bekämpfte sie ständische Privilegien und Ansprüche: so erneuerte sie eine alte Polizeiordnung, wonach niemand, weder Adlicher noch Geistlicher, von Leistungen für die Ausbesserung der Landstraßen befreit werden sollte. Sehr lag ihr die Rechtspflege am Herzen; sie verkürzte das Prozeßverfahren und ordnete den Instanzenweg. Regelmäßig ließ sie sich die Kriminalakten vorlegen und versah sie mit Randbemerkungen. Gern wies sie darauf hin, daß der Verbrecher doch auch Mensch sei, und daß die Strafe dazu dienen solle, den Bestraften zu bessern. Als es sich aber um einen Sohn handelte, der seine Eltern mißhandelt hatte, verwarf sie jede Milde als Sünde gegen Jugend, Religion und Sittlichkeit. Auch gesellschaftliche Unterschiede wollte sie vor Gericht nicht gelten lassen: Vornehme dürfen nicht entschlüpfen, wo Geringe bestraft werden. Unermüdllich war sie

bestrebt, ihre Untertanen zu belehren, zu bessern und zu erziehen. Bisweilen tut sie wohl darin ein wenig des Guten zuviel. War es nötig, den Seiltänzern die öffentliche Ausübung ihrer Künste zu verbieten, damit ja nicht die Kinder zu gesundheitschädlichen Nachahmungsversuchen verleitet würden? oder den Juden die Feier des Hamans (Purim) festes zu stören, weil es geeignet schien, den Aberglauben und das Gefühl der Rache zu nähren? Einen sehr hartnäckigen Kampf führte sie gegen den Branntwein, „dies schädliche, zerstörende Gift, was allgemein zu verfertigen erlaubt und sogar obrigkeitlich befördert wird“. In den von dem Detmolder Generalsuperintendenten Cölln herausgegebenen „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung“ veröffentlichte sie einen recht wirkungsvoll geschriebenen Aufsatz, der die Folgen der Trunksucht aufgreifend beleuchtet. Nacheinander führt sie die verschiedensten Bilder vor: den allgemein verachteten Greis, der alles für den verderblichen Trank hingab, das verzweifelnde Weib seines ihm schon ähnlichen, mit Zuchthaus bestrafte[n] Sohnes, das epileptische, wimmernde Kind. Und noch widerlicher der Anblick eines halbvertierten alten Weibes und einer jungen liederlichen Person. Zum Schluß wendet sie sich an den Genius des neuen Jahrhunderts und fleht ihn an, das deutsche Vaterland von dem lastenden, schimpflichen Vorwurf, die Verfertigung eines so gefährlichen, doppelt tödlichen Giftes zu gestatten, endlich zu befreien. Die begeisterte Idealistin verstand sich aber auch auf die nüchterne Realpolitik; sie beabsichtigte den Branntweingenuß durch die Einführung einer sehr hohen Verbrauchssteuer einzuschränken und hoffte auf diese Weise zugleich die Mittel für die Anlage eines Generalarmenfonds und die Errichtung eines Irrenhauses herauszuschlagen. Ihr Plan scheiterte — es war noch vor der Rheinbundzeit — an dem Widerstreben der Stände. Doch vermochte sie wenigstens den Bau der Irrenanstalt durchzusetzen, und sie war glücklich, als sie ihrer Freundin Luise von dem vollendeten Werk erzählen konnte. Wenn die meisten Regierungen damals aus fiskalischen Gründen die Branntweinbrennerei begünstigten, so galt der Kaffee als ein schädliches Luxusgetränk, das dem kleinen Mann die heimische Biersuppe verleidete und unnötig viel Geld aus dem Lande führte. Es ist bekannt, wie sehr die „Kaffeeriecher“ der Volkstümmlichkeit des alten Fritz geschadet haben. Auch in Lippe sind zu derselben Zeit eine ganze Reihe von Verordnungen gegen das Kaffeetrinken erlassen, aber nicht befolgt worden. Und da Pauline außerdem bemerkte, daß vielfach der Gesundheit noch nachteiligere Surrogate eingeführt wurden, hielt sie es endlich für das beste, die völlig wirkungslosen Verbote aufzuheben. Echt paulinisch klingt wieder die Begründung: Gesetze, die nicht gehalten werden, schaden der Moralität.

Wirklich musterhaft entwickelte sich unter Paulinens Regentschaft das Schulwesen des Landes. Pädagogische Schriften las sie mit Vorliebe, und an dem Nachfolger Cöllns, dem Generalsuperintendenten Weerth, fand sie, besonders für die Dorfschulen, einen ganz vorzüglichen Berater. Als in dem benachbarten Königreich Westfalen die geistlichen Stifter aufgehoben wurden, verwandte sie

gewisse Einkünfte und Rechte, die diese bisher aus ihrem Lande bezogen hatten, nicht für ihre eigne Kasse, sondern gab sie ihrem frühern Zweck zurück, das heißt, sie stattete mit den flüssig gewordenen Geldern die Schulen besser aus und erhöhte den Lehrern die Gehalte. In Detmold errichtete sie eine Art Realschule. Ganz eigenartig aber war die Gründung von Erwerb- oder Industrieschulen, in denen die Kinder unvernöglicher Eltern, die sonst entweder gar nicht oder nur sehr unregelmäßig in die Schule gingen, nicht bloß unterrichtet, sondern auch mit nützlichen Handarbeiten beschäftigt wurden. Es wurde dort genäht, gestrickt und gesponnen, das Arbeitsprodukt verkauft und der Erlös den Kindern teils sofort ausgezahlt, teils — ein ganz moderner Gedanke — als Spargeld aufgehoben. Überhaupt erfreuten sich die Armen und Ärmsten ihrer besondern Fürsorge, und durch öffentliche Aufrufe forderte sie auch das Publikum zur Mitarbeit auf. Zweckloses Wohltun aber war ihr zuwider, da der Bettler mit barem Gelde ja doch nichts anzufangen wisse. Mehr als einmal betonte sie, die Unterstützungen dürften nicht zur Trägheit und Unordnung oder gar zum Laster führen, die Armen sollten gewissermaßen erzogen und die Ursachen der Armut beseitigt werden. Wer gesund war und arbeiten wollte, brauchte nicht zu betteln: er fand in dem freiwilligen Arbeitshaus zu Detmold, auch im Winter, eine warme Stube, gute Kost und ausreichende Beschäftigung, und für die Miete seiner Wohnung erhielt er einen Vorchuß, den er allmählich abarbeiten mußte. Auch hier wurden, ähnlich wie in den Erwerbsschulen, Arbeitsmaterial und Handwerkszeug gestellt. Pauline, die über das Gedeihen dieser ihrer Lieblingschöpfung in den Intelligenzblättern alljährlich öffentlichen Bericht abstattete, wies oft darauf hin, daß viele Personen ihr Material, besonders Flach und Wolle, gern in der Anstalt verarbeiten ließen, während sie es dem einzelnen Armen nicht anvertraut hätten, und ebenso berechnete sie, wieviel Licht und Feuerung kosten würden, wenn eine jede Familie für sich allein im Hause arbeitete. Auch an behaglicher Lebensfreude sollte es den Armen nicht fehlen; sie bekamen auf herrschaftlichem Boden ein Stück Land zugewiesen und konnten sich dort in ihrer freien Zeit selbst ihr Gemüse ziehen. Aber so freundlich die Fürstin den Arbeitslustigen entgegenkam, so hart traf ihr Zorn „die Faulen und Schlechtdenkenden“, die noch jetzt bettelten und die private Wohltätigkeit in Anspruch nahmen: sie kamen ohne Gnade in das Strafwerkhaus. Dagegen wurde für die Arbeitsunfähigen und Kranken in liebevollster Weise gesorgt.

Pauline hatte in ihren sozialen Bestrebungen nicht nur selbst schöpferische Gedanken, sondern wußte sich auch die Ideen anderer zunutze zu machen. Ohne Zweifel hat sie der amerikanische Philanthrop Rumsford beeinflusst, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in München soviel für die Beseitigung der Bettellei tat. Die von ihm erfundene und nach ihm genannte billige Suppe stand fast regelmäßig auf dem Speisezettel des Detmolder Arbeitshauses. Ein andermal las sie in einem Journal einen Aufsatz über die von der damaligen Konsulin Bonaparte in den verschiedenen Stadtteilen von Paris errichteten Kleinkinder-

bewahranstalten, und sofort forderte sie die Damen der Gesellschaft auf, ihr behilflich zu sein, „diese Pariser Mode nach Detmold zu verpflanzen“. Das geschah denn auch wirklich. Die Anstalt wurde begründet, ältere Mädchen aus dem Waisenhanse oder der Erwerbschule übernahmen die Aufsicht über die Kleinen, und abwechselnd erschienen die Damen, um nach dem Rechten zu sehen. „Welch eine Erleichterung für arme Mütter, schrieb Pauline, für Witwer, denen ihre Lage nicht gestattet, eine Wärterin zu nehmen, eine Quelle jener oft so unüberlegt schnellen, das Partgefühl der Sittlichkeit verletzenden zweiten oder dritten Ehen, oft schon geschlungen, wenn die Erdenhülle der ersten Freundin kaum erkaltet ist.“ Gedanken und Worte, wie sie treffender gar nicht Paulinens Wesen bezeichnen können, in dem sich kräftig zugreifender Wirklichkeitsinn so eng mit Gefühlschwelgerei verbindet.

Die letzten Jahre ihrer Regentschaft wurden der Fürstin getrübt durch einen unerquicklichen Streit mit den Ständen ihres Landes. Sie hatte die ehrliche Absicht, den berühmten Artikel 13 der deutschen Bundesverfassung zu erfüllen, wollte jedoch den seit lange nicht mehr berufenen Landtag nicht mehr in der mittelalterlich feudalen Form bestehen lassen, sondern in modern bürgerlichem Sinne umgestalten.*) Die *ci-devants*, wie Pauline sie nannte, waren darüber außer sich, verklagten sie beim Frankfurter Bundestag, verlangten die Wiederherstellung der alten Verfassung, ja sogar die Revision der letzten zehn Regierungsjahre der Fürstin, das heißt der Zeit, wo sie ohne Landtag regiert hatte. So begann auch in Lippe-Detmold der Kampf ums alte Recht. Doch Pauline war keine rücksichtslose Despotin wie der dicke Friedrich von Württemberg, und kein Uhlant erhob gegen sie seine Stimme. Abgesehen von der Ritterschaft scharte sich das ganze Land einmütig um die geliebte Herrin. Dadurch ermutigt, wagte sie den äußersten Schritt. Am 26. Juni 1819 ließ sie die neue Verfassung, deren Artikel sie persönlich ausgearbeitet hatte, in den Intelligenzblättern veröffentlichen. Es war eine wirkliche Volksvertretung, die auf dem Grundeigentum beruhte und die drei Stände der Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern zu gleichen Teilen berücksichtigte. Und recht keckerisch und im Zeitalter Metternichs sehr gewagt lauteten die Grundsätze, die der Archivrat Klostermeier im Auftrage der Fürstin in einer Rechtfertigungsschrift darlegte: Der rechtliche Bestand der alten landständischen Verfassung sei erloschen, sobald die fortschreitende Aufklärung sie als unvereinbarlich mit der Vernunft und den geläuterten Begriffen des allgemeinen Staatsrechts anerkannt hätte und die Völker für fähig gehalten werden müßten, ihre von jenen Korporationen als Standesprivilegie usurpierte und zum eignen Vorteil benutzte Vertretung selbst zu übernehmen. Die Detmolder feierten den Staatsstreich durch eine Illumination, und die Bauern erklärten laut, sie würden sich das, was ihre „Mutter“ ihnen gegeben habe, nicht

*) Vgl. hierüber Treitschke, Deutsche Geschichte II 544 und M. Weerth in den Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde I, 63 ff.

wieder entreißen lassen, sondern es im Notfalle mit ihren Armen verteidigen. Die alten Stände aber wandten sich von neuem an den Bundestag, auch der Bückeburger mischte sich aus freundschaftlicher Eifersucht ein, und schließlich entschied die Reklamationskommission, die Regentin hätte die frühere Verfassung nicht einseitig auflösen dürfen und solle mit der Einführung der neuen Verfassung warten. Pauline fügte sich dem Rechte des Stärkern, war aber auch zu keinem Vermittlungsvorschlage geneigt; sie wollte lieber ihren ganzen Plan aufgeben „wie einen frommen Traum als eine Adelskammer und etwas fremdartiges ganz schreiender Natur darin aufnehmen, lieber ein zartes Kind verklären sehen im schönen Reiche der Ideen, als verderben, gemein werden und jahrelang dahinsinken“. So gelangte weder das neue Staatsgrundgesetz zur Wirksamkeit, noch wurden die alten Landstände wieder berufen. Erst nach mehr als sechzehn Jahren, im Jahre 1836 kam ein Ausgleich zustande.

Pauline sehnte sich nach Ruhe. Als die Karlsbader Beschlüsse dem Bundestage aufgezwungen waren, freute sie sich, dem Grabe näher zu sein als der Blütezeit des Lebens. Ungern wollte sie eine zweite, der französischen ähnliche Revolution erleben. Das Jahr 1848 blieb ihr erspart. Sie starb am 28. Dezember 1820, nachdem sie gerade sechs Monate vorher ihrem Sohne Leopold, der inzwischen schon vierundzwanzig Jahre alt geworden war, in feierlicher Versammlung die Regierung abgetreten hatte. Die Worte, mit denen sie sich in ihrer Abschiedsrede an den jungen Fürsten wandte, sind das Bekenntnis einer edeln Frauenseele und wahrhaft fürstlicher Gesinnung. Sie empfahl ihm, nie jemand zu verdammen, der sich noch nicht verteidigen könne, nie auf Günstlinge zu hören, gut und sorgsam im Kleinen wie im Großen hauszuhalten, um der christlichen Tugend der Wohltätigkeit, dem fürstlichen Vorzuge der Großmut sich nicht entziehen zu brauchen. Sie bat ihn um rasche Tätigkeit, dem Regenten seien Freuden und Zerstreungen nur nach Erfüllung seiner Pflichten erlaubt. Nach diesen Grundsätzen möge er handeln, dann würde ihr mütterlicher Segen sein Teil, und was unendlich mehr sei, Gottes Wohlgefallen sein Eigentum sein.



Aus dem griechischen Erzgebirge

Von Karl Dieterich



er in Fallmerayers „Fragmenten aus dem Orient“ im neunten Stück (Hagion Dros oder der heilige Berg Athos) die herrlichen Naturschilderungen gelesen hat, die ihn in einen romantischen Urwaldzauber einspinnen und ihn trotz der Versicherung des Verfassers, das Bild sei nicht phantastisch, sondern naturgetreu, manchmal an der Wahrheit der Schilderungen irre werden lassen, und wer dann einige Seiten weiter jene mit Bängen um ihre Vernichtung gemischte